

Die Totenhand.

Kriminalroman von Richard Marsb.

(1. Fortsetzung.)

„Nur von ungefähr: Ich muß Sie haben.“

Die Frau fiel mit nervösem Rud gegen die Zimmerthür und stöhnte: „Sie sind ein Polizeibeamter?“

„Nein nichts dergleichen. Wie kommen Sie auf diese Vermuthung? Sie müssen freilich besser wissen als ich, was Ihr Mann auf dem Gewissen hat. Aus seinem ganzen Benehmen läßt sich nur schließen, daß er triftige Gründe hat, die Polizei zu fürchten, denn kaum hatte ich ahnungslos diese Aeußerung gethan, welche vielleicht einer polizeilichen Form ähnlich sieht, als er auch schon die auf dem Tische stehende Flasche ergrieff und mich wie ein Wahnsinniger damit niederschlug.“

„Er schlug Sie damit nieder?“ Das Gesicht der Frau wurde aschfaß. „Ich sah, daß sie Milde hatte, sich aufrecht zu erheben.“

„Davon sagten Sie mir ja aber kein Wort, als ich gestern Abend ins Zimmer trat.“

„Ich war so unfähig zum Denken und saß von Sinnen durch die Gewaltthat Ihres Mannes, daß ich überhaupt kaum Worte fand. Ich nahm mir nur vor, bis zum andern Morgen zu warten und dann mit ihm abzurechnen.“

„Sie sagen mir die Wahrheit?“

„Ja wohl! Es war die Wahrheit, nur hatte ich ihr nicht alles gesagt.“

Die Frau Wirthin schien genug gehört zu haben, denn gleich darauf verließ sie mich, ohne Zweifel wenig erleichtert durch das soeben geführte Gespräch.

Am andern Morgen erwachte ich mit den heftigsten Kopfschmerzen, wie es nicht anders zu erwarten war. Ich fühlte mich körperlich und geistig in denkbar schlechter Verfassung, als ich zum Frühstück hinunterging.

Diesmal bediente mich ein Mädchen. Als sie mir das Frühstück brachte, lag auf dem Präsentierteller ein Brief mit der Aufschrift: „Herrn James Southam.“ Die Frage des Mädchens, ob derselbe für mich sei, bejahend, nahm ich das Schreiben an mich und öffnete das Couvert sogleich. Es enthielt einen bescheidenen Briefbogen und eine zweite Einlage.

Der Brief lautete folgendermaßen: „Wertber Herr!“

Sobald erhielt ich ein Telegramm von Cleaver und Carion, durch welches mir Ihre Adresse bekannt wurde. Ich beileide mich, Ihnen darauf sofort zu schreiben. Augenblicklich sehr beschäftigt, hoffe ich, binnen kurzem, spätestens in einigen Tagen, selbst bei Ihnen vorzusprechen. Heute nur soviel, daß mein Besuch für Sie von großem Vortheil sein wird. Als eine schwache Garantie für meine Worte bitte ich, die heutige Einlage betrachten und annehmen zu wollen. Sie haben nichts zu befürchten, denn ich bin Ihr wahrer Freund. Von meinem Kommen werde ich Sie per Telegramm in Kenntniß setzen. Bis dahin betrachten Sie als Ihren aufrichtigen Freund Ihren Duncan Rothwell.“

Ich öffnete die Einlage; dieselbe bestand aus vier Fünfpfundnoten. Daß ich auch nicht die leiseste Ahnung hatte, wer dieser Duncan Rothwell sei, ist kaum nötig, zu erklären.

Der Brief selbst trug weder Adresse noch Datum; auf dem Couvert befand sich der Poststempel Manchester.

Die Herren Cleaver und Carion mußten unverzüglich, nachdem sie mich hier untergebracht hatten, an den Absender des Briefes telegraphisch haben, und auch dieser hatte mit dem Schreiben allem Anscheine nach keinen Augenblick gehögert.

Der Brief war ganz gut stillirt; aber ein Etwas in der Schrift und das ganze Ansehen des Schreibens ließ doch erkennen, daß dasselbe nicht von einem besonders fein erzogenen Manne kam. In mehr als einer Beziehung schien es mir zweifellos, daß der Brief nicht für mich bestimmt sei. Kaum hatte ich indeß den Bogen ganz auseinandergefaltet, als mir klar wurde, daß ich mich ganz irrthümlicherweise nicht für den rechtmäßigen Empfänger gehalten hatte, denn ganz unten auf der dritten Seite stand folgendes: „V. S. Mit tiefstem Bedauern habe ich von dem traurigen Ende Ihrer Mutter in Putney gehört. Ich hatte die schmerzliche Genugthuung, an ihrem Grabe auf dem Friedhofe von Wandsworth zu stehen. Das ist ein Umstand, der für die Folge manches erleichtern wird.“

Run wußte ich es genau, daß der Brief für mich bestimmt war, für mich allein; denn meine Mutter war in Putney gestorben und auf dem Friedhofe von Wandsworth beerdigt worden. Wie und warum aber meiner Mutter Tod in Zukunft auf irgend eine Sache von Einfluß sein oder dieselbe erleichtern könnte, blieb mir ein Räthsel.

Als ich, am Fenster stehend, noch

über das Gelesene nachdachte, trat das Dienstmädchen mit der Anfrage an mich heran, ob Frau Barnes mich einen Augenblick sprechen könne. Ich muß gestehen, daß ich nicht besonders begierig darauf war, Frau Barnes abermals zu sehen und zu sprechen, denn ich hatte den Eindruck erhalten, daß ich in der Familienangelegenheiten dieser Frau mehr als wünschenswerth eingeweiht werden würde, falls ich mich nicht so ablehnend als möglich verhielte. Wenn ich jedoch noch einige Zeit in ihrem Hause verbliebe, ließ es sich wohl nicht ganz vermeiden, mit ihr ab und zu zusammenzutreffen. Eigentlich hatte ich vor, zu Cleaver und Carion zu gehen mit der Bitte, meine Wohnung verlegen zu wollen; aber ich hatte das Gefühl, daß sie mir die Erfüllung meiner Bitte verweigern würden. Kurz entschlossen wandte ich mich also zur Thür, um dem Wunsch der Wirthin zu entsprechen. Ihr Privatzimmer war ein kleiner mit Möbeln aller Art vollgepropfter Raum, an dessen Schwelle mich Frau Barnes empfing. Nachdem ich eingetreten war, schloß sie wiederum die Thür hinter uns ab.

„Er ist nicht zurückgekehrt,“ sagte sie zu mir.

„Sie meinen —“

„Mein Mann!“

„Offen gestanden finde ich es viel besser, er kehrt nicht hierher zurück, so lange ich noch ein Insaße Ihres Hotels bin. Sie können kaum von mir erwarten, daß ich sein, geküßte gesagt, außerordentliches Betragen mit völligem Stillschweigen übergehe.“

Sie starrte mich in derselben Art wie in der verflochtenen Nacht an; dann sagte sie: „Seit zwölf Monaten bin ich mit Barnes verheiratet. Ich habe es schon unzählige Male bedauert; denn ich befürchte, es umgiebt ihn irgend ein schreckliches Geheimniß.“

„Ich muß meinstheils allerdings zugeben, daß sein Betragen mir gegenüber mindestens geheimnißvoll ist; wie weit das auch bei Ihnen in Betracht kommt, kann ich freilich nicht beurtheilen.“

„Er ist mir immer unheimlich gewesen — von Anfang an —“ sie stierte und bewegte tonlos ihre Lippen. „Sie sind mir zwar ein ganz Fremder,“ hub sie von neuem an, „aber ich muß einen Vertrauten haben.“

„Sie wählen Sie aber nicht mich zu Ihrem Vertrauten — ich verführe Sie —“

„Ich muß aber mit Ihnen sprechen, und ich will es auch; denn ich kann die Qual nicht länger ertragen. Sehen Sie sich und hören Sie mir zu.“

Ich begriff, daß ich, ohne eine unangenehme Scene herbeizuführen, nicht von ihr loskommen würde, und fügte mich daher in ihren Wunsch.

„Ich hatte niemals den Wunsch, ihn zu heirathen,“ begann sie, „doch er brachte mich auf besondere Weise dazu, ihn trotzdem zu nehmen. Ich wollte diesen Mann nie, niemals betrachten, ich, die ich eine, wenn auch allein stehende, doch mit ihrem Vooke ganz zufriedene Frau von beinahe vierzig Jahren war. Er war mir ein gänzlich Fremder, so wie Sie es sind. Warum sollte ich gerade einen solchen, noch dazu ohne einen Pfennig in der Tasche, heirathen? Dieses Haus ist mein Eigenthum, wie es vor mir meiner Mutter gehörte. Hier herein kam er eines Tages vor der Strafe, kaum ein Paar ordentliche Schuhe an den Füßen tragend, und fragte mich, ob ich einen Kellner brauchen könne. Daß ich seine Frage verneinte, störte ihn nicht weiter in seiner Unerschämtheit, denn er begann sofort seinen unheilvollen Einfluß auf mich auszuüben, dadurch, daß er mich hypnotisirte und schließlich jenseit brachte, seine Frau zu werden.“

„Er hypnotisirte Sie — Frau Barnes, Sie scherzen.“

„D, durchaus nicht.“

„Allerdings mußte ich ihr die Geistesrichtigkeit widerfahren lassen, daß ich kaum je einen Menschen sah, der zum Scherzen weniger aufgelegt schien als sie.“

„Ich bin immer eine sehr nervöse Natur gewesen, das hatte er sofort durchschaut und wußte, daß ich ganz in seiner Macht stand. Er hypnotisirte mich unausgesetzt und hatte dadurch nach Verlauf eines Monats seinen teuflischen Zweck erreicht. Gleich nach unserer Verheirathung drängte sich mir der Gedanke auf, er müsse wohl wahnsinnig sein, zu welcher Annahme mich manche seiner Aeußerungen und Handlungen berechtigten. Da kam die Gewohnheit, im Schlaf laut zu reden — was für Träume mußte er haben, o mein Gott! Nacht für Nacht lag ich schlaflos da und lautete seinen entsetzlichen Reden, selbst halb wahnsinnig vor Furcht. Dann kamen wieder Zeiten, in denen er im Schlaf umherwandelte.“

„Der einzige Gegenstand, den er mir hierhergebracht hatte, war ein kleiner, hölzerner, in ein Taschentuch eingewickelter Kasten. Sie konnte ich erfahren, was dieser Kasten enthielt. Ein einziges Mal war ich nicht im Stande, meine Neugier zu unter-

drücken, und ich richtete eine Frage in betreff des Inhalts an ihn, doch ich bereute es auf der Stelle, denn ich glaubte nicht anders, als er würde mich sofort tödten.“

„Eines Nachts stand er wieder einmal im Schlafe auf und begab sich die Treppe hinunter. Obwohl ich vor Furcht so zitterte, daß meine Kniee aneinanderzuschlugen, ging ich doch hinter ihm her. Er trat hier in dieses Zimmer ein. Der erwähnte Kasten befindet sich hier in diesem Schreibtisch.“ Sie deutete mit dem Finger auf ein großes, altmodisches Cylinderbureau, welches sich dicht hinter meinem Sitz befand.

„Ununterbrochen murrend hielt er ein Zwiegespräch mit sich selber. Da er sehr leise sprach, konnte ich bei weitem nicht alles verstehen, was er sagte, aber immer und immer wieder kam etwas vom Teufel darin vor. Während dieser Reden zog er seine Kaffeetafel aus dem Schreibtisch hervor und nahm darin mit seiner Hand etwas vor; was es war, konnte ich nicht sehen, aber ich denke mir, das Behältniß hat eine geheime Feder, welche nur er zu finden weiß, denn so oft ich auch seitdem verfuht habe, es zu öffnen, immer war und blieb es vergeblich, während er nur die Hand anzulegen brauchte, um den Dedel zu öffnen.“

Als dies geschah, stellte er den Kasten auf den Tisch nieder. Ich stand hinter ihm in der offenen Thür und beobachtete jede seiner Bewegungen, ohne daß er die geringste Ahnung von meiner Gegenwart hatte.“

„Sind Sie denn wirklich der Meinung, Frau Barnes, daß Ihr Gatte alles, was Sie berichten, im Schlafe that?“

„In festem Schlafe!“

„Wenn ich nun annehmen möchte, daß auch Sie sich in diesem Zustande befunden haben?“

„O Gott, ich wünschte, es wäre so gewesen; denn seit jener Stunde habe ich nicht eine ruhige Nacht mehr gehabt und bin seitdem abgemagert zum Skelett. Doch lassen Sie mich fortfahren: Als der Kasten sich öffnete, stieß mein Mann ein Lachen aus, so grauendoll, daß mir fast das Blut in den Adern zu Eis erstarrte.“

„Sie schien mir ganz und gar zu den Geschöpfen zu gehören, deren Blute eine besondere Reizung dafür haben mochte, selbst auch ohne ungewöhnliche Veranlassung.“

„Jetzt nahm er etwas aus dem Kasten heraus. Als ich das Etwas sah, dachte ich, ich müßte vor Grauen umsinken.“

Die Aermste schien von einer wahren Reventrisis gepackt zu werden, und ihre Stimme sank zu einem heiseren Flüstern herab: „Es war der Finger einer weiblichen Hand!“

„Frau Barnes!“

„Der Finger einer Frau, an welchem ich deutlich einen Trauring glänzen sah; leichter war zu klein für den Finger, so daß er tief in das Fleisch einschnielt. Er stand und starrte diesen Trauring an.“

„Was? Er hatte die Augen geöffnet? Sie sagten mir doch soeben, er hätte sich in tiefem Schlafe befunden.“

„Im allgemeinen weiß ich nichts von Nachtwandlern zu sagen; er war der erste, den ich in meinem Leben sah, und ich hoffe zu Gott, daß es auch der letzte ist. Aber soviel weiß ich genau, daß, wenn er im Schlafe umherging, seine Augen stets weit offen standen; mit einem Ausdruck, der geradezu fürchterlich war, hefteten sich diese Augen auf die ihn umgebenden Dinge, und starrte er auch jetzt auf den Ring an dem bewußten Finger. Dagegen klang es laut und vernehmlich von seinen Lippen: „An einem dieser Tage werde ich dich herausnehmen und sehen, wie ich dich an meinem eigenen Finger ausnehmen will.““

Mit diesen unheimlichen Worten legte er den Finger auf den Tisch und entnahm dem Kasten noch drei andere Finger, sowie einen Daumen.“

„Sind Sie auch sicher, Frau Barnes, daß es wirkliche menschliche Finger waren?“

„Ich denke, ich kenne Finger, wenn ich sie vor mir sehe! Doch hören Sie mich zu Ende: Er legte die Finger auf den Tisch dicht zusammen, die Nägel nach oben, wie Sie es an Ihrer eigenen Hand sehen, und redete sie folgendermaßen an: „Ihr werdet mir nie wieder eure Zerkleinerungen spielen, das ist sicher.““

„Dabei grinste, schielte und schmalzte er mit der Zunge, viel eher einem Teufel als einem Menschen ähnlich.“

Jetzt zog er einen in ein weißes Stück Zeug gezeichneten Gegenstand aus dem Kasten. Ich sah, daß die Umhüllung an verschiedenen Stellen Blutflecke aufwies. Er entnahm derselben eine verhältnißmäßig kleine, deren Fläche er an seine Lippen drückte und küßte. Auch dieses Fragment legte er zu den Fingern auf dem Tisch, berührte alle Theile in sonderbarer Weise und — Frau Barnes gab einen gurgelnden Laut von sich, der recht unheimlich klang — und nachdem er diese einzelnen Theile mit einem Griff erfaßt hatte, hielt er die durch irgend einen Teufelspud wieder zu einem Ganzen vereinigte Hand hoch empor.“

Vergebens sann ich auf ein Mittel, sie an der Fortsetzung ihrer ungläublichen Geschichte zu hindern.

„Ich denke mir,“ fuhr sie fort, „daß ich durch den schrecklichen Anblick ohnmächtig geworden bin; denn das nächste, woran ich mich zu erinnern vermag, ist die Thatfache, daß ich mich auf dem Fußboden liegend in dem völ-

lig leeren Raum befand. Eine Weile konnte ich kaum Athem schöpfen oder mich bewegen; auch konnte ich mir nicht erklären, wo mein Mann hingekommen sein mochte. Wie ich in dieser Stunde den Muth gewonnen habe, die Treppe wieder hinaufzusteigen, ist mir noch heute ein Räthsel. Als ich oben ankam, fand ich meinen Mann fest schlafend in seinem Bett vor.“

„Entschuldigen Sie meine Frage, Frau Barnes, aber haben Sie vielleicht noch eine Erinnerung daran, was Sie am Abend vor jener Nacht gemerkt hatten? Vielleicht leiden Sie an Alpträumen?“

„Alpträumen? Lächerlich! Das war ja nur das erste Mal, daß ich ihm gefolgt bin. Ich habe ihn seitdem ungesetzt beobachtet und herausgefunden, daß er immer in der dem Freitag vorausgehenden Nacht im Schlafe umherging, die Treppe hinabstieg und jene schreckliche Hand anlegte.“

„So meinen Sie, daß es bei ihm mit diesem Tage eine besondere Bewandniß habe?“

„Das weiß ich nicht! Was weiß ich oder irgend ein anderer Mensch überhaupt darüber zu sagen? Lachen Sie nicht über mich, mein Herr. Sie denken, ich sei eine Narrin oder eine Lügnerin. Nein, Sie sollen diese Hand selbst sehen und mir sagen, was Sie davon halten. Ich will sie Ihnen zeigen, und wenn ich den Behälter in Stücke schlagen müßte.“

In höchster Aufregung durchschritt sie den Raum. Er erhob mich, um ihr den Zugang zum Schreibtisch freizugeben. Sie zog einen kleinen Beutel aus ihrer Tasche und entnahm demselben einige Schlüssel.

„Er hat meine Schlüssel; er brachte mich auch dazu, sie ihm zu geben. Daß ich sie aber doppelt besaß, wußte er nicht. Es geschah sehr selten, daß er ausging; denn er mochte wohl triftigen Grund haben, sich nicht allzuweit zu zeigen; wenn er aber einmal ausgegangen war, so begab ich mich sofort hierher, schloß mich ein und verjüchte immer wieder, die Feder an dem bewußten Kasten zu finden. Dabei hatte ich immer den Gedanken, daß in demselben noch irgend etwas anderes liegen würde, was ich nicht gesehen hatte. Jetzt aber will ich den Inhalt genau kennen lernen, so wie es, was es wolle.“

Bei diesen letzten Worten zog sie die Klappe des Schreibtisches herunter, wodurch eine Anzahl Schubläden, so wie ein in der Mitte befindliches Fach sichtbar wurde. Kaum hatte sie letzteres aufgeschloßen, als sie einen gelenden Schrei ausstieß.

„Sie ist fort!“ stöhnte sie.

„Ich trat an ihre Seite. „Was ist fort?““

Sie wandte mir ihr vor Schreck entsetztes, wackelndes Gesicht zu und rief mit leuchtender, gänzlich veränderter Stimme: „Die Kaffeetafel! Gestern Abend stand sie noch hier an ihrem Plage. Als er fortgegangen war, sah ich nach, ob er sie etwa mitgenommen hätte, fand sie aber noch hier vor und schloß den Schreibtisch ab wie immer.“

Wüthlich ergriff sie meinen Arm, drückte denselben mit einer Kraft, deren ich sie nicht für fähig gehalten hätte, und flüsterte mir ins Ohr: „Er muß in dieser Nacht wie ein Dieb hierhergekommen sein, um sie zu holen. Blicke! Ist er auch in diesem Augenblick hier irgendwo versteckt. O, mein Gott!“

3. Kapitel.

Ich sprach bei Cleaver und Carion vor und fragte an, was ich mit den vier Fünfpfund-Noten, welche der Brief enthalten hatte, beginnen sollte.

Nur der Herr, welcher mich in das Hotel gebracht hatte, war zur Zeit im Bureau anwesend. Es schien mir, daß dies Herr Cleaver, der erste Theilhaber, war.

Als er hörte, was mich hergeführt hatte, begann er zu lachen.

„Was Sie damit thun sollen? Nun, schenken Sie das Geld weg, werfen Sie es in den Fluß, oder geben Sie es mir.“

„Zögernd stand ich da. Meine Lage schien mir immer verwickelter zu werden, und ich hatte das unbehagliche Gefühl, daß jenes Etwas, welches James Southam hören sollte, nur etwas höchst Unangenehmes sein könnte. Ich entschloß mich daher zu einer Aussprache mit Herrn Cleaver.“

„Wer ist Duncan Rothwell, Herr Cleaver? Ist dies vielleicht Ihr Klient, für welchen Sie handeln?“

Herr Cleaver nahm ein Stück Papier zur Hand und zeriff es mechanisch in lauter kleine Streifen. Anstatt meine Frage zu beantworten, stellte er mir die Gegenfrage: „Warum wollen Sie das wissen?“

„Weil der Brief, der die Banknoten enthält, mit diesem Namen unterzeichnet ist. Da ich nun keinen Menschen dieses Namens kenne, möchte ich wohl wissen, wer Duncan Rothwell ist.“

„Geben Sie etwas dagegen, wenn ich Einsicht in den bewußten Brief nehme?“

„Nein, ich habe durchaus nichts dagegen,“ und so las er denselben ganz durch.

„Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, Herr Southam, möchte ich Ihnen empfehlen, Ihre freilich nicht ganz unmotivirte Neugierde zu zügeln und ruhig den Lauf der Dinge abzuwarten.“

„Aber, mein Herr, wie leicht ist es möglich, daß ich mich an eines anderen Stelle befinde und gar nicht der Gesuchte bin. Damit will ich nicht etwa sagen, daß mein Name nicht James

Southam wäre; aber ich meinstheils lenne nun einmal keinen Duncan Rothwell, folglich ist mir dessen Brief auch völlig unverständlich. Der Name Southam mag vielleicht auch dudenweise existiren.“

„Unter den Bewohnern von Dulborough? Ich denke, das ist nur ein kleiner Fleder.“

„Jamohl!“

„Wie lange lebten Sie dort?“

„Ich bin dort geboren und erzogen worden.“

„Haben Sie noch Verwandte Ihres Namens dort?“

„Ich habe in der ganzen Welt keinen einzigen Verwandten.“

„Wenn Sie dort geboren und erzogen sind, müssen Ihnen die dortigen Einwohner doch bekannt sein.“

„Ich glaube, ich kenne jeden einzelnen in der ganzen Gegend.“

„Dann vielleicht noch einen anderen James Southam?“

„Das ist eben das merkwürdige an der Sache. Ich war der einzige dieses Namens, an Orte sowohl, wie meilenweit in der Runde.“

Herr Cleaver lächelte wieder. „Nun, so ist doch die Möglichkeit, um nicht zu sagen Gewisheit, vorhanden, daß Sie die von uns gesuchte Persönlichkeit sind. Ich will Ihnen ganz offen sagen, daß auch wir kaum mehr als Sie von der ganzen Angelegenheit wissen. Wir haben den Auftrag erhalten, die Adresse von James Southam aus Dulborough ausfindig zu machen, was ist alles.“

So also lag die Sache. Nach dem gestrigen Benehmen der Herren hatte ich allerdings nicht voraussetzen können, daß Cleaver und Carion als bloße Gliederpuppen, von einem Dritten gelenkt, in meiner Angelegenheit figurirten.

„Noch etwas anderes möchte ich zur Sprache bringen,“ fuhr ich fort. „Ich habe den lebhaftesten Wunsch, das Hotel, in welches Sie mich selbst brachten, sobald als möglich zu wechseln.“

„Ist es Ihnen nicht genug?“

„Dabei ist keine Rede; aber die ganze Art, wie es darin zugeht, ist durchaus nicht nach meinem Geschmack.“

„Wie es darin zugeht? Was meinen Sie damit?“

Ich wußte nicht recht, ob und inwiefern ich mich erklären sollte und fragte daher: „Was wissen Sie von dem Ehegatten der Frau Barnes?“

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Southam, aber Ihre Neugierde scheint mir doch in einer ganz ungeheuerlichen Weise erregt zu sein; denn was in aller Welt hat der Mann von Frau Barnes mit Ihnen oder mit uns zu thun? Wenn Sie sich in Ihrem jetzigen Logis nicht wohl fühlen, steht es Ihnen selbstredend jeden Augenblick frei, dasselbe zu wechseln; nur würden wir in diesem Falle für die Kosten Ihres Unterhaltes nicht länger aufkommen.“

Ich wandte mich zur Thür.

„Noch einen Augenblick! Falls Sie also Ihre Wohnung verlegen sollten, bitten wir, uns davon jedenfalls bald zu benachrichtigen.“

„Gewiß, das werde ich nicht unterlassen.“

Ob es, in Anbetracht des traurigen Vorfalls, der sich nun ereignete, für mich besser gewesen wäre, nicht mehr in das Hotel der Frau Barnes zurückzukehren, kann ich nicht sagen.

Nachdem ich eine der erhaltenen Banknoten gewechselt hatte, begab ich mich in ein Konzerthaus und spielte zu Abend in einem am Quai gelegenen Restaurant, worauf ich mich in mein Logis zurückbegab. Ich hegte die Befürchtung, daß Frau Barnes mir selbst gleich wieder entgegentreten würde, und war daher recht froh, als mir das Hausmädchen die Thür öffnete. Von der Wirthin war nichts zu sehen und zu hören, und ich konnte diese Nacht in ungestörter Ruhe verbringen.

Am folgenden Morgen erhielt ich nach dem Frühstück folgendes Telegramm: „Um zwölf Uhr bin ich bei Ihnen.“

Duncan Rothwell.“

Es wurde zwölf Uhr, und Niemand ließ sich blicken. Ich wartete bis gegen einhalb ein Uhr und begab mich dann hinaus, mit der dazugehörigen Idee, nachzugehen, ob denn noch immer Niemand von der Strafe her auf das Haus zu geschritten käme. Der Hausflur war nur ein enger Durchgang, dessen Thür zur Strafe offen stand.

Zu meinem Erstaunen lag ein Mann auf der Schwelle der Hausthür, das Gesicht nach unten und die Hände in das Haus hineingerichtet. Mein erster Gedanke war, sofort kehrt zu machen; denn ich dachte nur an das eine, daß der Herr Barnes oder James Southam oder wie der geheimnißvolle Gatte meiner Wirthin sonst noch heißen mochte, zum heimlichen Herd zurückgekehrt sei, nicht nur auf etwas unsicheren Füßen, sondern geradezu sinnlos betrunken. Nachdem ich indeß den am Boden Liegenden etwas genauer betrachtet hatte, kam ich allmählich zu der Ueberzeugung, daß das nicht der Mann sein konnte, der mich hier zuerst als Kellner bedient und dann auf seine Art mit der Flasche traktirt hatte. Ich bemerkte, daß dieser viel größer war; auch hatte sich sein Hut beim Fallen verschoben, so daß ich einen Theil seines kalten Kopfes sehen konnte. Als ich so stand und den Mann betrachtete, beschlich mich ein höchst unbehagliches Gefühl. Er lag so auffallend still und in einer so unnatürlichen Position. Er war in seiner ganzen Schwere — ich sah, daß es ein ungewöhnlich starker, kräftiger Mann war — platt auf die Brust ge-

fallen, und sein Gesicht lag so dicht auf der Schwelle, daß ich mich wunderte, wie er in dieser Lage zu athmen vermöchte. Sein rechter Arm lag unter ihm, in einer Art, daß man ihn für gebrochen halten konnte. Der Mann mußte mehr als betrunken sein. Wahrscheinlich war er in einem Anfall von Krämpfen oder dergleichen hingeführt. Mit einem mir ganz unerklärlichen Gefühl des Widerstrebens trat ich noch näher an ihn heran, um ihm, wenn möglich, Hilfe zu leisten. Ueber ihn gebeugt, legte ich meine Hand auf seine Schulter; voll Schreck zog ich sie aber sofort wieder zurück, denn ich fühlte, daß des Mannes Kopf feucht war. Was konnte das sein? Ich betrachtete meine Hand — mit Entsetzen sah ich, daß sie roth gefärbt war. Voll Grauen sprang ich in die Höhe. „Hilfe, zu Hilfe, Frau Barnes!“ schrie ich, so laut ich es vermochte. Frau Barnes und das Hausmädchen kamen gleichzeitig herbeigeführt.

„Frau Barnes,“ sagte ich, „noch immer meine ausgestreckte Rechte anstarrend, ich glaube, das ist das Werk eines Mörders.“

„Eines Mörders? Barmherziger Gott! Vermuthen Sie etwa, daß er es gethan hat?“

„Ich sah sie an, und wenn ich auch sehr gut wußte, wen sie meinte, ließ ich ihre Frage doch unbeantwortet.“

„Satt aller nutzlosen Bemühungen wollen wir lieber zur Polizei und zu einem Arzte schiden.“

Das Mädchen erfaßte am schnellsten den Sinn meiner Worte und sagte: „Ich weiß, daß ein Arzt gegenüber von uns wohnt; ich hole ihn sofort herbei.“

Zum Glück war derselbe daheim, und in Anbetracht des traurigen Falles erschien er sofort. Fast gleich mit ihm trat auch ein Polizeibeamter in Begleitung mehrerer anderer in das Haus.

Letztere schlossen vor allem den angrenzenden Theil der Strafe ab, da sich bereits eine neugierige Menschenmenge vor dem Hause zu sammeln begann. Das ganze Gebäude wurde unter strenger Bewachung gestellt.

4. Kapitel.

Vor fünf Minuten hatte der Mann noch gelebt,“ lautete der Ausspruch des Arztes. „Sein Körper ist noch ganz warm.“

„Nicht absichtlich, fragte er hierauf: „Was wissen Sie von der Sache?“

„Ich? Nichts! Ich erwartete einen Besuch; da dieser sich verspätete, ging ich hinaus, um zu sehen, ob noch immer niemand käme. Beim Betreten des Hausflures sah ich diesen Mann hier am Boden liegen.“

Der Fremde war mittlerweile in das kleine Zimmer im Erdgeschloß gebracht worden. Außer dem Arzt, einem jungen Manne mit erstem, aber freundlichem Gesicht, und mir war noch ein Polizei-Inspetktor und ein anderer Beamter, der die Thür bewachte, anwesend. Auch Frau Barnes und das Dienstmädchen, beide in der Ecke des Kamins sitzend, befanden sich im Zimmer.

Nachdem ich dem Arzt geantwortet hatte, verfuhrte mich der Polizei-Inspetktor.

„Was haben Sie denn da an Ihrer Hand?“

Ich hielt ihm meine Hand hin und sagte: „Blut! Es ist das Blut dieses unglücklichen Mannes. Als ich ihn auf dem Boden liegen sah, dachte ich zuerst, er wäre betrunken oder ohnmächtig. Ich legte meine Hand auf seine Schulter, mit der Absicht, ihn, wenn möglich, zu ermuntern. Dabei entdeckte ich, daß sein Kopf naß war, und als ich meine Hand, die ich schnell zurückzog, näher ansah, entdeckte ich Blut an derselben. Da wußte ich sofort, daß hier nur ein Verbrechen verübt sein konnte.“

Man hatte den Todten auf den Tisch gelegt. Letzterer war ein gut Stück zu kurz für die Länge des Körpers, so daß die Füße über die Kante herabhingen. Der auf mysteriöse Weise Verunglückte war wirklich ein außerordentlich starker Mann; besonders sein Kopf war von ganz enormem Umfang. Auf seinem Scheitel befand sich nicht ein einziges Haar mehr, während sein Gesicht von einem üppigen, etwas rötlichen Vadenbart umrahmt wurde. Er trug einen schwarzen Tuchrock und an den Händen schwarze Glacehandschuhe. In seinem Chemise fantele ein großer und, soweit ich beurtheilen konnte, sehr werthvoller Brillant. Eine schwere, goldene Kette hing von seiner Weste herab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein paar glimmernde Kohlen hal Jeder in sich, es kommt nur darauf an, ob ein Wind dazu kommt, der sie ansacht.

Manche Menschenpartitur klingt nur darum so schlecht, weil sie mit falschen Schlüsseln gelesen wird.

Selbst die Wahrheit kann zur Lüge verkehrt werden durch den Ton und das Gesicht, mit dem Jemand sie ausspricht.

In St. Josephs, No., beleidigten Milizsoldaten eine junge Dame, die durch das Lager schritt, und acht davon wurden von dem Begleiter der Dame zu Boden geschlagen. Soldaten, die Frauen beleidigen und dann acht von einem vermolten werden, scheinen nicht viel zu verprechen, wenn sie wirklich einmal gebraucht werden sollten.

Ein paar glimmernde Kohlen hal Jeder in sich, es kommt nur darauf an, ob ein Wind dazu kommt, der sie ansacht.

Manche Menschenpartitur klingt nur darum so schlecht, weil sie mit falschen Schlüsseln gelesen wird.

Selbst die Wahrheit kann zur Lüge verkehrt werden durch den Ton und das Gesicht, mit dem Jemand sie ausspricht.

In St. Josephs, No., beleidigten Milizsoldaten eine junge Dame, die durch das Lager schritt, und acht davon wurden von dem Begleiter der Dame zu Boden geschlagen. Soldaten, die Frauen beleidigen und dann acht von einem vermolten werden, scheinen nicht viel zu verprechen, wenn sie wirklich einmal gebraucht werden sollten.